

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde am o.-ö. Landesmuseum in Linz
durch Dr. Franz Pfeiffer

Jahrgang 4

Heft 1

Jänner-März 1950

Inhalt

	Seite
Karl Krenn: Hallstatt. Geschichte der Ausgrabung und Erforschung des vorgeschichtlichen Gräberfeldes	1
Wilhelm Frech: Oberösterreichs Flußgold	17
Franz Pfeiffer: Ein Fabriksbau der Barockzeit. Die Linzer Wollzeugfabrik	33
Johannes Unfried: Franz Neuhofen	44

Bausteine zur Heimatkunde

Kurt Holter: Neue Quellen zur Kunstgeschichte Oberösterreichs im Mittelalter II	56
Othmar Wessely: Der erste Linzer Musikdruck. Ein Einblattdruck aus der Offizin Pland	62
Hans Marchgott: Die Maderer. Eine alte oberösterreichische Familie	65
Franz Sonntag: Familiennamen in der Gemeinde Lengau	71
Ernst Newkowsky: Das Schiffmeisterrecht der Sarmingsteiner Holzhändler	73
Herbert Jandaurek: Der Mitterweg	75
F. Brosch: Flurkundliche Bemerkungen	79

Berichte

Das Oberösterreichische Landesmuseum im Jahre 1949	80
Aus der Arbeit der oberösterreichischen Heimathäuser und Ortsmuseen im Jahre 1949	82

Schrifttum

Alfred Hoffmann: Österreichs alte Landkultur und ihre Grundlagen	86
J. K. Merinsky: Rudolf Hecks Oberösterreichische Baufibel	89
Buchbesprechungen	92
Von der wissenschaftlichen Arbeit unseres Nachwuchses	96

Jährlich 4 Hefte

Zuschriften für die Schriftleitung (Beiträge, Besprechungsstücke) an Dr. Franz Pfeiffer,
Linz a. D., Museumstraße 14

Zuschriften für die Verwaltung (Bezug) an die Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landes-
regierung, Linz a. D., Klosterstraße 7

Verleger und Eigentümer: Verlag des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstr. 7

Herausgeber und Schriftleiter: Dr. Franz Pfeiffer, Linz a. D., Museumstraße 14

Druckstöcke: Altschneiderei Franz Krammer, Linz a. D., Krammstraße 3

Druck: Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstraße 7

Versuchen wir uns abschließend über die Bedeutung von Brunners Buch für die landesgeschichtliche Forschung klar zu werden, so müssen wir die vielleicht etwas merkwürdig anmutende Behauptung aufstellen, daß seine Vorzüge, nämlich die große Weite und Tiefe, die Fülle an Belesenheit und erwählter Literatur, die scharfen logischen Unterscheidungen, auch gewisse Gefahren für die Beurteilung der in der Wirklichkeit des Lebens tatsächlich herrschenden Verhältnisse mit sich bringen. Brunner hat ja selbst bemerkt, daß sowohl der adelige Tugendbegriff als auch das nicht am Markte orientierte Wirtschaftssystem von „Haus und Herrschaft“ nur Ideale der adeligen Gesellschaft waren, denen oft wesentlich anders geartete Tatsachen gegenüberstanden. Vor allem möchte ich hervorheben, daß wir aus jenen Quellen, die uns über die wirtschaftlichen Auseinandersetzungen der Stände untereinander überliefert sind, nachweisen können, daß mindestens schon seit dem späten Mittelalter die Grundherrschaften emsig bestrebt waren, in eine möglichst intensive und unmittelbare Beziehung zum Markte zu treten und gerade aus diesem Streben heraus ein guter Teil der sozialen Krisen, die sich in den Bauernkriegen offenbaren, zu erklären ist. Die ökonomische Literatur vermag uns daher die tatsächliche Entwicklung der Wirtschaft zur Zeit der Adels Herrschaft nur in Teilzügen verständlich zu machen; ebenso können wir das adelige Land leben auch nur als die eine Hälfte der Adelswelt ansehen, deren andere, nämlich das Hofleben, zwar auch Brunners Werk behandelt, aber wohl bewußt zurückgedrängt wurde. Die Aufgabe der zukünftigen Forschung wird daher darin liegen müssen, Brunners äußerst wertvolle Ergebnisse nach diesen

Alfred Hoffmann

Rudolf Heßls Oberösterreichische Baußibel

Nach der steirischen ist nun die oberösterreichische Baußibel erschienen, und zwar ihr erster Teil: Die Grundformen des ländlichen Bauens.^{*)} Dieser wurde über Anregung der oberösterreichischen Landesbaudirektion dargestellt von Architekt Rudolf Heßl. Das Buch ist ein Ergebnis langjähriger und mühevollen Studiums des Verfassers und eine ausgezeichnete Arbeit auf dem Gebiete der Haus- und Siedlungsforschung, wie auch eine hervorragende volkstümliche Arbeit.

Architekten, die sich nicht nur so nennen, sondern wirklich Baukünstler sind, fürchten Baußibeln als Musterbücher einer Baudiktatur. Es ist daher sehr beruhigend, wenn der oberösterreichische Landesbaudirektor, Hofrat A. Sighartner, in einleitenden Worten des Buches feststellt, die Baußibel sei „kein Normenbuch, kein Dogma und keine Sammlung bindender Vorschriften haugestalterischer Art“ und der Verfasser selbst auf Seite 42, die Fibel wolle „keine Vorschriften, sondern nur Ratschläge“ geben. Weniger befriedigend kündigt der Otto Müller - Verlag auf dem von R. Welfer gestalteten Umschlag der Fibel an, daß hier ein „einmaliger illustrierter Führer“ geschaffen worden sei, eine „Baußibel“.

Das Buch ist in folgende Abschnitte gegliedert: I. Bodenständiges Bauen, II. Die Merkmale von Haus und Landschaft und die Ordnung der Bauaufgaben, III. Oberösterreichs Landschaften und ihre Häuser und IV. Aufbau und Einzelheiten des bodenständigen Hauses.

Seit der Arbeit Kriechbaums über das Bauernhaus ist keine so gründliche Arbeit über ländliche Bauten in Oberösterreich erschienen. Die gebrachten Bilder sind zum größten Teil ausgezeichnet, im Durchschnitt gut. Auf eine brutale Durchstreichung von Gegenbeispielen, wie dies in der steirischen Fibel (sogar rot) vorgenommen wurde, hat der Verfasser, zum Vorteil der Arbeit, bis auf Durchstreichungen der Fig. 11 in Abb. 12 und drei Figuren in Abb. 331 verzichtet. Die Ausführungen des Verfassers sind klar und allgemein verständlich. Bedauerlich ist lediglich, daß wohl im Anhang Schriften über die oberösterreichische Landschaft und über das landschaftsmäßige Bauen zusammengestellt sind, daß aber verschiedene Arbeiten, auf welche in der Fibel Bezug genommen wird, nicht wenigstens in Fußnoten angeführt werden. Dies würde dem Leser an vielen und namentlich an solchen Stellen, die nicht überzeugen können, eine Entscheidung erleichtern.

^{*)} Architekt Rudolf Heßl: Oberösterreichische Baußibel. I. Die Grundformen des ländlichen Bauens. 267 Seiten. 360 Abbildungen. Otto Müller Verlag in Salzburg.

Beim Erscheinen der ersten Baußibel von Karl Erdmannsdorfer im Jahre 1942 für die Oberpfalz brachte E. Böcker eine würdige Besprechung der Arbeiten an der Reichsbaußibel von Eggerstedt für den Sektor des städtischen Bauens, der Landbaußibel von Kulle für das ländliche Bauen und der verschiedenen Landschaftsbaußibeln. Und bereits vorher hatte Werner Lindner festgestellt: „Der verhängnisvolle Wandel von Baukultur zu seinem Gegenteil hat sich, schon lange vorbereitet, in der zweiten Hälfte des vorigen und im ersten Teil dieses Jahrhunderts vollzogen. Willkür und Unsachlichkeit waren auf dem Gebiet des Bauens eingezo-gen . . . So steht die Aufgabe vor uns, zum einen „gereifte Prägungen“ für die Neubauten zu erarbeiten, zum anderen, veraltete und verdorbene Altbauten . . . zu entschandeln“. Die Erreichung dieses Zieles sollte durch die Herausgabe von Baußibeln beschleunigt werden.

Die Bearbeiter dieser Baußibeln übersahen jedoch, daß die vermeintlich erst von ihnen erkannte Bauunkultur sowohl in Deutschland als auch in Österreich schon lange vor 1940 überwunden und der Effektizismus schon zu Beginn des ersten Weltkrieges tot war. Wenn damals wirklich an einer Schule das Lehrbuch mit dem Urbild der „Villa“ (Abb. 4, S. 26 in Hecks Fibel) noch im Gebrauch war, sind diese Schule und die dort wirkenden Lehrer sehr bedauerliche Einzelercheinungen. Daß aber auch später, ja selbst heute noch, ab und zu effektizistisch gebaut wird, ist auf Unbildung vereinzelter Planer und Bauherren zurückzuführen. Der Beruf des Architekten ist ja nicht geschützt und Architekten wie auch Handwerker mußten in den letzten Dezennien zweimal, statt friedlich ihrem Berufe nachzugehen und aufzubauen, jahrelang mit der Waffe in der Hand einen Vernichtungskrieg führen.

Grundsätzlich ist festzustellen, daß die abgebrochene Stilentwicklung wieder ihre Fortsetzung finden wird. Die einen erhoffen sie durch „bodenständige“ Bauweise, die sie durch Fibern fördern oder noch besser, um auch „Kulturpolitik durch die Baupolitik“ und Bauämter betreiben zu können, durch amtliche „Bauberatung“ erzwingen wollen, die anderen sehen aber in dem baukünstlerischen Schaffen auf funktionaler, konstruktiver und künstlerischer Grundlage unserer Zeit die Anfänge eines Stils oder gar schon „den Stil unserer Zeit“. Als Vertreter der ersten Gruppe sagte W. Grebe 1940: „Für die Wiedergesundung und Neuausrichtung des dörflichen Bau-schaffens . . . heißt heute die Lösung: Zurück zum zweckvollen, bodenständigen, landschaftsgebundenen Bauen“.

Ungerecht darf man auch gegnerischen Ansichten nicht entgegentreten. Daher bedaure ich die Wiedergabe der Abb. 2 in der Baußibel, darstellend den Wirtwar. Die geschickte Photomontage schlechterer und besserer Lösungen ergibt wirklich ein Durcheinander, doch könnten sehr leicht auch Beispiele der Gegenseite zu einem solchen photomontiert werden. So überzeugt man nicht! Das Beispiel „Wirtwar“ muß uns aber doch veranlassen, festzustellen, daß wir zu Stil nur dann wieder gelangen werden, wenn unser Schaffen im Rahmen einer gemeinsamen großen Idee erfolgt, so wie z. B. die Menschen in dem aufs Jenseits ausgerichteten Zeitalter der Gotik von der Idee, Gott zu dienen, wirklich durchdrungen waren.

„Uniform“, wie sie auf S. 23, Abb. 3 der Fibel im Bilde dargestellt ist, wird vornehmlich durch Baudiktatur erreicht, der unter anderem auch unsere arme Stadt Linz zum Opfer fiel. Gerade die Anhänger der „bodenständigen“ Bauweise mit Fibern in der Hand verschandelten die Stadt und den schönsten Platz unserer Heimat so, daß er nur sehr schwer einmal zu entschandeln sein wird. Zur altherwürdigen Stadt baute formalistische Unfähigkeit an dem nach der Beseitigung des Ludlarmes der Donau nicht mehr günstigen Platz eine Brücke, die durchaus nicht bodenständig, aber so gestaltet wurde, daß nunmehr eine Stadt zu dieser Brücke gebaut werden mußte. Viele Häuser der Stadt Linz wurden „bodenständig“ verunstaltet und so z. B. auf das Ehrentegsbergerhaus am Hauptplatz gefühllos ein sinnloser, flehiger Aufbau gesetzt, nur um gleiche Gesimshöhen zu erhalten. Die Massen- und Fensterproportionen der Neubauten an der Brücke stehen zum Platz in keiner Beziehung und sprengen ihn. Wie hat da doch Schulte anders, wenn auch noch nicht ganz im Sinne unserer Zeit, die meisten seiner Bauten dem Boden der Stadt angepaßt! Bei dieser Gelegenheit sei auch darauf hingewiesen, daß Oberösterreich an künstlerisch gestalteten Baueinzelheiten, besonders von Beschlägen hochwertigste Lösungen besitzt (Fibel, S. 253). Ihre Aufnahme und Erhaltung ist eine würdige Aufgabe des Denkmalamtes.

Und doch wurden einzigartige Beschläge am Tore des Hauses der die bodenständige Bauweise propagierenden Behörde auf der Linzer Landstraße übereifrigst der Kriegsmetallsammlung abgeliefert.

Wenn in der Baußibel auf Seite 36 gesagt wird, es sei „das Nachbauen alter Häuser gar nicht das, was die Baußibel bezwecken will“, es gehe vielmehr darum, „falsche Vorbilder durch echte zu ersetzen, und zwar bei den Bauelementen, um damit auch beim Bauen wieder den Blick zu schärfen für das, was paßt“, ferner auf Seite 255 rückschauend festgestellt wird, daß das Geheimnis „bodenständigen Bauens“ sei, „so zu bauen, daß Natur und Menschenwerk zusammenstimmen“, daß die alten Zimmer- und Maurermeister dieses Geheimnis kannten und danach bauten und wir deshalb bei ihnen in die Lehre gehen sollten, muß dem beigeplichtet werden. Wenn aber dann wieder gesagt wird: „Es gibt sehr viel Dinge, die ihre ewige Form bereits erreicht haben und auch von der modernsten Technik nicht verbessert, sondern nur verzerrt und verschlechtert werden können“ (S. 35/36) und das auf den Hausbau bezogen wird, wenn gefragt wird: „Wäre es nicht besser gewesen, der Tischler hätte . . . ein gutes Baumuster . . . einfach kopiert?“ (S. 229) oder: „Wäre es nicht besser, gute Formen einfach nachzubauen, statt Mißbildungen endlos zu wiederholen?“ (S. 221) und nicht vom Bauschaffenden verlangt wird, immer bessere Formen zu schaffen, wird schärfster Widerspruch herausgefordert. Wenn aber schließlich das Metermaß mit seiner „Hundertstelteilung“ der Mitschuld am Formentwirrwar beschuldigt wird (S. 37 und 38), immer wieder von den „Raffemühlenhäusern“ (S. 239), die gewiß sehr oft schlecht, aber auch schon gut gebaut wurden, und zwar oft nicht weniger gut als die von gewisser Seite so gelobten Nach-Schmittthennerschen Kopien von Goethes Gartenhaus, wenn von „raffig“ gebauten Häusern (S. 206) usw., von „Galgenfenstern“ (S. 239), die gewiß in den meisten Fällen, aber nicht immer abzulehnen sind, geschrieben wird und wenn wir schließlich vom biologisch entstandenen „Stil des Lebendigen und der Landschaft“ (S. 34) lesen, wird man nur allzu lebhaft an Jahre, die nun hoffentlich doch schon überwunden sind, erinnert.

Interessant ist die Feststellung Hedls, daß ländliche Bauformen in Oberösterreich westwärts wandern, eine Parallelercheinung zur Wanderung von Pflanzengesellschaften. „Wir können also z. B. niederösterreichische Formen nach Oberösterreich bringen . . . nicht aber umgekehrt“ (S. 137), meint der Verfasser, doch wir möchten dem nicht in allen Fällen beipflichten und nur funktional bedingte und entwickelte Formen (dann aber unbegrenzt) wandern sehen. Wanderungen solcher und noch anderer Art werden nämlich seit Erfindung der Buchdruckerkunst und schon gar in unserem Zeitalter durch andere Faktoren beeinflusst als früher und sind selbstverständlich auch nicht aufzuhalten, selbst wenn „in Amerika 90% der Bevölkerung traditionelle Häuser wünschen“ (S. 35). Da hilft nicht die Feststellung, „daß mit der Erhaltung des Schindeldaches (und der einheitlichen Hausform) die Schönheit der Siedlungslandschaft des Wolfgangsees steht und fällt“ (S. 148), höchstens eine „Erhaltung des Naturparkes Trauntal“ auch aus wirtschaftlichen Gründen“ (S. 138) oder z. B. die Bemühung des Heimatbundes „Wondseer Rauchhaus“, wenigstens eines der alten Rauchhäuser in der ursprünglichen Art und Bestimmungsform als „Urlandhof“ zu erhalten, ähnlich wie dies mit dem Quatmannshof und anderen Bauten im Cloppenburgener Freilichtmuseum geschehen ist.

Auf Seite 54 der oberösterreichischen Fibel heißt es bei der Erörterung baulicher Höhepunkte: „Bei den Kirchen und Kapellen zehren wir von der Vergangenheit. Ihre ergreifenden Symbole, die Glockentürme und das turmsteile Dach, bei tausend in Oberösterreich, schauen weit ins Land und geben ihnen Bedeutung“. Diese Kirchen oder zumindest ihre Türme sind Dorf- und Stadtkronen geistig und künstlerisch. „Aber neue können wir nicht mehr bauen“, fügt dann der Autor hinzu, dürfte das aber eigentlich doch nicht sagen. Wohl kann die Kirche einer bestimmten Konfession nur von einem gläubigen Künstler und nicht von einem un- oder andersgläubigen erbaut werden (siehe z. B. die St. Antonius-Kirche in Scharlinz als abschreckendes Beispiel!). Die Behauptung des Autors würde daher besagen, es gäbe keine gläubigen Künstler mehr.

Widersprechen müssen wir aus wohntechnischen Gründen der Forderung Hedls, daß die Zimmerhöhe des ländlichen Kleinhauses nicht über 2.60 m und im Obergeschoß nicht über 2.40 m

betragen darf (S. 168), aus funktional konstruktiven, daß die Wangenstärke der Rauchfänge über Dach 1 Stein betragen (S. 169), oder daß die Sockellinie formalistisch und nicht konstruktiv begründet gezogen werden soll. Auch die mit Recht in den Bauordnungen verankerte Verordnung, daß Feuermauern über die Dachflächen zu führen sind, darf zum Wohle der Bevölkerung nicht fallen gelassen werden.

Es freut mich, daß auch Heßl für die Puzflächen ländlicher Bauten das festgestellt hat, was ich auch für viele hochwertige städtische Puzbauten, namentlich solche der Barockzeit, feststellen konnte (in: Bauwissenschaft, Jg 1947/I, S. 3 ff), nämlich, daß die Kurbatur der Puzflächen der Grund ihrer reizvollen Wirkung ist und daß die Außerachtlassung der Kurbatur ein Grund zur Entstehung der sogenannten Reißbrettarchitektur, namentlich zur Zeit des Effektizismus ist. Heßl stellt fest: „In Wahrheit ist der freihändige, immer etwas unebene Puz das Geheimnis der lebendigen Wirkung der Puzfläche.“

Besonders wertvoll scheinen mir die Ausführungen Heßls über die Dachgestaltung. Erfreulich ist, daß Heßl das Wort „Krüppelwalm“ durch „Schopfgiebel“ ersetzen will. Ich möchte jedoch feststellen, daß das Sparrendach bei objektiver Betrachtung (Phleps) nicht als das typisch deutsche Dach bezeichnet werden kann. Meiner Meinung nach ist auch der wesentliche Unterschied zwischen Pfetten- und Sparrendach nicht in der Bildung des Dachfußes zu suchen, sondern in der Tatsache, daß im Pfettendach die Rosen nur Teil der Dachhaut, die Sparren des Sparrendaches jedoch, als tragendes Element, nicht Teile derselben sind. Die iltige Meinung, daß das Sparrendach, bei dem ein Anschüßling konstruktiv begründet ist, das deutsche Dach ist, hat dazu geführt, daß Anschüßlinge auch bei Pfettendächern, bei welchen sie meist nicht begründet erscheinen, immer wieder verwendet werden.

Zusammenfassend soll nochmals festgestellt werden, daß Heßls Arbeit eine ausgezeichnete haus- und volkswundliche Forschungsarbeit ist, die auch Bauwaffenden Beispiele guter ländlicher Baugestaltung bringt. In diesem Sinne kann sie wärmstens empfohlen werden, wir wollen nur, nach Äußerungen des Verfassers und Herausgebers, hoffen, nicht als Dogma und Vorschrift und noch weniger als Bibel.

J. K. Merinsth



Franz Juraschel und Wilhelm Jennh: Die Martinskirche in Linz. Ein vorkarolingischer Bau in seiner Umgestaltung zur Rirchenkirche. Unter Mitarbeit von Franz Groh, Erich Trinkl, Josef Schädler, Alois Rieslinger, Josef M. Rih. Herausgegeben vom Bundesdenkmalamt Wien. 94 Seiten mit 24 Textzeichnungen und 12 Bildtafeln. Linz 1949 (Oberösterreichischer Landesverlag).

Die als Sonderveröffentlichung des Bundesdenkmalamtes vorliegende Monographie über die Martinskirche hat sich das im Wortwort des Präsidenten (Demus) ausgesprochene Ziel gesetzt, auf Grund der Ostern 1947 begonnenen und bis Juni 1948 durchgeführten Restaurierungs- und Forschungsarbeiten eine erschöpfende Materialpublikation ohne Einbeziehung von Vergleichsdenkmälern zu geben, die anderen Veröffentlichungen vorbehalten wurde. Daß dieses Ziel erreicht wurde, ist heute bereits allgemein anerkannt. Außer der Sachlichkeit und Genauigkeit der Darstellung erfreut vor allem die Vielseitigkeit, mit der die zahlreichen Probleme, die sich aus der Mehrschichtigkeit und historischen Bezogenheit des Baues ergeben, aufgegriffen und beleuchtet werden. Die von Franz Juraschel übernommene Bearbeitung der vorromanischen Bauschichten bildet mit Recht den Hauptteil des Buches. In dem der Römerzeit gewidmeten Abschnitt weist Wilhelm Jennh an Hand der auch in ihrem Verlauf geschichteten stratigraphischen Untersuchungen die ehemalige Existenz eines das Ausmaß der Martinskirche beträchtlich überschreitenden, in seiner Orientierung etwas abweichenden und vermutlich einem größeren Komplex angehörenden Gebäudes, wahrscheinlich eines stabilen Steinbaues, nach, über dessen Zeitstellung der Autor unter Kombination der Grabungsergebnisse mit den Aussagen der Kleinfunde zu klaren und einleuchtenden Schlussfolgerungen, die auch für die Beurteilung der vorromanischen Kirche wesentlich sind, gelangt: ein noch im 1. Jh. errichteter, wohl militärelgener Bau, der mindestens bis in